

Wiesner-Bangard · Welsch | Lou Andreas-Salomé



Michaela Wiesner-Bangard

Ursula Welsch

# **Lou Andreas-Salomé**

»... wie ich Dich liebe, Rätselleben«

Eine Biographie

Reclam



RECLAM TASCHENBUCH Nr. 20486

2002, 2017 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

Umschlagabbildung: Lou Andreas-Salomé, undatiertes Fotoporträt

Satz: Reclam, Ditzingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany 2017

RECLAM ist eine eingetragene Marke

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-020486-3

[www.reclam.de](http://www.reclam.de)

# Inhalt

KINDHEIT . . . . .	7
Gott . . . . .	7
Familie . . . . .	12
Gillot . . . . .	22
JUGEND . . . . .	32
Die »Dreieinigkeit« . . . . .	32
Die »innere Abkehr« . . . . .	61
Die »herrliche Jugendzeit« . . . . .	70
REIFE . . . . .	85
Die ersten Ehejahre . . . . .	85
Die Frauen . . . . .	100
Die Metropolen Europas . . . . .	119
LEBENSMITTE . . . . .	130
Rainer Maria Rilke . . . . .	130
Russische Reisen . . . . .	138
Reisen und Rasten . . . . .	151
IN DER SCHULE BEI FREUD . . . . .	165
Vaterfigur und Brüdergemeinschaft . . . . .	180
Sigmund Freund . . . . .	180
Die Psychoanalytische Mittwoch-Gesellschaft . . . . .	184
Brüder . . . . .	187
Viktor Tausk . . . . .	187

Sandor Ferenczi . . . . .	194
Zeit des Übergangs . . . . .	196
Der Münchner Kongreß . . . . .	198
Der Erste Weltkrieg . . . . .	205

ALTER . . . . .	210
-----------------	-----

Wiederkehr der Jugend . . . . .	210
Anna Freud . . . . .	212
Späte Literatur. . . . .	225
Abschiede . . . . .	236
Rainer Maria Rilke . . . . .	237
Friedrich Carl Andreas . . . . .	243
»Mein Dank an Freud« . . . . .	249
Letzte Freundschaften. . . . .	254

#### ANHANG

Anmerkungen . . . . .	263
Abkürzungen . . . . .	280
Literaturverzeichnis . . . . .	281
Drei Kurzbiographien . . . . .	288
Register . . . . .	292

# KINDHEIT

»Das war eine sonderbare Angelegenheit mit unseren Spiegeln. Wenn ich da hineinzuschauen hatte, dann verdutzte mich gewissermaßen, so deutlich zu erschauen, daß ich nur das war, was ich da sah: so abgegrenzt, eingeklaftert: so gezwungen, beim Übrigen, sogar Nächstliegenden einfach aufzuhören.« (LRB S. 12)

## Gott

»Meine früheste Kindheitserinnerung ist mein Umgang mit Gott. Es klingt wunderlich, wenn man es ausspricht. Aber offenbar verblaßten dieser Erinnerung gegenüber in meinem Bewußtsein allmählich die ersten Eindrücke des häuslichen Lebens, der Familienbeziehungen, des Spiels mit den Altersgenossen. Von den formlos ineinander rinnenden Bildern und Szenen dieser frühen Lebensjahre hob sich später, wie von buntgewirktem Hintergrund, in großen, einfachen Umrissen nur das Eine Bild ab, das in seiner eigentümlichen Monotonie sich gleich blieb die ganze Kindheit hindurch – der Umgang mit Gott.« (*Gottesschöpfung* S. 169). Mit einunddreißig Jahren zog Lou Andreas-Salomé dieses aufschlußreiche Resümee ihrer Kindheit. Nicht die Familie war das Einprägsamste, sondern die innige Verbundenheit mit dem »lieben Gott«. Ihre Beziehung zu ihrem Kindergott erschöpfte sich nicht im allabendlichen Vortragen von einstudierten Kindergebeten oder der Furcht vor der wachsamem Instanz, der auch das kleinste Vergehen nicht verborgen bleibt: Ihr Verhältnis zu Gott war ein ganz anderes, es war allumfassend und vereinnahmend, denn sie betrachtete Gott als ihr »Eigentum«, in dem sich elterliche Autorität und großväterliche Nachsicht vereinten. Diesem Kindergott wurde denn auch ein ganzes kleines Universum angetragen, ihm er-

zählte sie eigenständige Geschichten, in denen die Grenzen von Wirklichkeit und Phantasie vollkommen verschwammen. Grundlage und Ausgangspunkt dieser Erzählungen waren die realen Menschen, denen das Kind bei Spaziergängen in der Stadt begegnete und die zu Protagonisten wurden, deren Schicksale die kleine Louise im Geiste miteinander verwob. »So entstanden lebende und doch erträumte Gebilde, die ich mit Namen und Schicksal versah und, je nach Aussehen und Bedarf, mit allem, was ich in den schönsten Schaufenstern, ohne zu sparen, für sie aussuchte. Jeder Zug an diesen Menschen – Blick, Haltung, Miene – prägte sich mir unauslöschlich ein wie Offenbarung. Jedem neuen, mir begegnenden und geeignet erscheinenden Exemplar ging ich innerlich (soweit es anging, auch äußerlich) so lange nach, bis es in den Kreis der schon vorhandenen Zusammenhänge ordentlich eingereiht war, und während sie ahnungslos an mir vorüberschritten, Männer, Frauen, Kinder, Greise, war schon über sie und über ihr Leben beschlossen, besaßen sie schon zur gleichen Stunde ihre vergangene Jugend oder ihr zukünftiges Alter, ihre Vorfahren oder ihr Kindeskind in irgendeinem andern.« (*Im Spiegel* S. 86). Das Mädchen beschäftigte sich also nicht mit den realen Personen seiner Umgebung – seinen Eltern, seinen Brüdern, seinen Spielkameraden (so es denn welche hatte) –, sondern mit phantasierten Gestalten und Schicksalen. Mit dieser selbstgeschaffenen innerweltlichen Wirklichkeit füllte die kleine Louise den Raum aus, den die Beziehung zu ihrer Familie nicht füllen konnte: Sie kompensierte damit das Gefühl von großer Einsamkeit. Die Distanz zum Elternhaus ist sicherlich eine der Ursachen dafür, daß sie schon als Kind bei aller Sensibilität und Aufnahmefähigkeit in so hohem Maße unabhängig und autonom sein konnte. Erst im nachhinein – als Erwachsene – hat Lou ihre Familie und ihre russische Heimat bewußt wahrgenommen, erlebt und geliebt. In ihren Briefen und Tagebüchern finden sich immer wieder Stellen, wo sie die Erfahrung dieses nachträglichen Erlebens schildert – und in dem Einsamkeitsgefühl ihrer



Kindheit positive Akzente für ihre Entwicklung sucht. So schreibt sie etwa in einer Tagebuchaufzeichnung vom 9. Oktober 1904: »Ich denke jetzt oft: wenn ich sie [die Mutter] und die Meinen und ihr Land von klein auf geliebt hätte wie nun, dann müsste das die ganze eigene Entwicklung gehemmt haben. Aber ich ahnte in Petersburg nur kaum Rußland, in den Meinen nur die Menschen, die ich später liebte: und das macht frei. Vielleicht zu frei? Jedenfalls ermöglicht es eine Fülle individuellen Lebensglücks. Tritt es dann später noch hinzu, bedeutete es allerdings dennoch eine Bereicherung, ohne die auch solches Glück arm, einseitig bliebe.«

Als Kind suchte sie ihr »individuelles Lebensglück« in der phantastischen Welt ihrer Geschichten und imaginierten Erlebnisse, die, wurden sie in die Wirklichkeit hinein verlängert, von den Erwachsenen meist lächelnd und kopfschüttelnd übergangen wurden. Als sie jedoch eines Tages mit einer kleinen Verwandten von einem Spaziergang zurückkehrte und – gefragt nach dem Erlebten – »ungekürzt ein ganzes Drama« (LRB S. 13) von sich gab, wurde sie von ihrer Begleiterin der Lüge bezichtigt. Seit diesem Vorfall, der ihr die Diskrepanz zwischen Realität und Phantasie wohl zum ersten Mal bewußt machte, behielt sie ihre überschießenden Ideen und Tagträume möglichst für sich. Nur ihrem größten Vertrauten, ihrem lieben Gott, berichtete sie nach wie vor rückhaltlos alles, was sie beschäftigte und was sie sich ausdachte. Er kannte ja Außen- und Innenwelt gleichermaßen, ihm gegenüber gab es diese zwei Ebenen nicht. Die der Realität hinzugedichtete Welt erhielt durch ein einleitendes »wie du weißt« die Beglaubigung ihrer Tatsächlichkeit. Dieses plaudernde Phantasieren war »ein langes, stets von neuem begonnenes kindliches Zwiegespräch, welches den Tag begleitete und in welchem der Tag ausklang, wie mit einem letzten Gespräch bei Einbruch der Nacht – wie mit einem letzten zuversichtlich warmen Anschmiegen an den Unsichtbaren, immer Gegenwärtigen.« (*Gottesschöpfung* S. 170).

So innig diese Beziehung zu ihrem Gott war, so erschütternd

war für sie der Verlust dieses »immer Gegenwärtigen«, dieses sanktionierenden Pols ihres Lebens – nicht nur als Kind, sondern lebenslang. Der Anlaß für diesen Gottverlust war ein denkbar banaler: Gegen Ende des Winters erfuhr die kleine Louise von einem Knecht, daß vor dem Häuschen, das man ihr im Garten des elterlichen Landhauses gebaut hatte, ein wunderliches Paar aufgetaucht sei. Es seien aber Gestalten, die man besser nicht ins Haus einließe. Als der Knecht nach einer Woche wieder in die Stadt kam, fragte das Mädchen besorgt, wie es den beiden Leuten denn ginge, und es erfuhr zu seinem Entsetzen, daß das wartende Paar immer mehr heruntergekommen, immer dünner und kleiner geworden sei – bis der Knecht eines Tages vor dem Gartenhäuschen nur noch die schwarzen Knöpfe vom Mantel der Frau, den alten Hut des Mannes und die zu Eis gewordenen Tränen der beiden vorgefunden habe. In ihrer kindlichen Arglosigkeit durchschaute Louise nicht, daß der Knecht von einem Schneemann und seiner Frau gesprochen hatte. Mit ihrer Frage, weshalb etwas so »fraglos Vorhandenes« (LRB S. 15) einfach verschwinden kann, wandte sie sich jedoch weder an den Knecht noch an ihre Eltern, sondern an die Instanz, die ihr größtes Vertrauen genoß: an ihren Kindergott. Hatte es ihr vorher nie Bedenken verursacht, daß ihr allwissender Freund immer nur wohlwollend gelauscht hatte, so wurde ihr sein unerwartetes Stummbleiben in dieser für sie so entscheidenden Situation um so schmerzlicher bewußt. Daß er ihr keine Antwort auf ihre bange Frage gab, bedeutete für sie »eine Katastrophe. Aber es war nicht nur eine persönliche Katastrophe: Sie riß den Vorhang auseinander vor einer unaussprechlichen Unheimlichkeit, die dahinter gelauert hatte. Denn nicht nur von mir hinweg entschwand ja der Gott, der auf dem Vorhang draufgemalt gewesen war, sondern überhaupt – dem ganzen Universum – entschwand er damit.« (LRB S. 16).

Dieser Gottverlust prägte ihr Weltbild und beschäftigte sie ein Leben lang. Erst nach und nach erkannte sie die volle Bedeutung dieser Erfahrung. So erzeugte dieser für sie universelle

Verlust und das dadurch entstandene Bewußtsein der metaphysischen Einsamkeit alles Seienden neben dem Schock der Erkenntnis zugleich ein Gefühl, von dem sie selbst sagt, daß es »das Positivste [ist], davon mein Leben weiß: eine damals dunkel erwachende, nie mehr ablassende durchschlagende Grundempfindung unermesslicher Schicksalsgenossenschaft mit allem, was ist« (LRB S. 24), ein Grundempfinden, das ihre Persönlichkeit, ihre Menschlichkeit und ihre Ausstrahlung wesentlich mitbestimmte.

Das Verhalten der kleinen Louise änderte sich spürbar: Sie wurde ruhiger, braver, weniger aufmüpfig; denn sie hatte Mitleid mit ihren religiösen Eltern, die ja nicht ahnten, daß Gott nicht mehr existierte. An den Hausandachten, die ihr schon vorher keinen Zugang zu ihrem Gott ermöglicht hatten, nahm sie weiterhin teil; aber auch die fromme Geste des Händefaltens brachte ihr den entschwundenen Gott nicht zurück.

Besonders schmerzlich war, daß ihre Geschichten – die phantasierten Lebensläufe – nun nicht mehr von einer höheren Instanz sanktioniert wurden, daß sie diese Menschenschicksale nicht mehr in Gottes Obhut wußte. So wurde ihr Geschichten erzählen, das weiterhin großen Raum einnahm, immer stärker »eine uneingestanden sorgenvolle Angelegenheit« (LRB S. 18); denn nun war sie ja ganz allein verantwortlich für das Wohlergehen ihrer ausgedachten Gestalten. Da aber die Figuren immer zahlreicher wurden und die Schicksale der Phantasiemenschen mit wachsendem Bewußtsein ihrer Schöpferin immer komplizierter verliefen, wurden bald Notizen als Gedächtnisstützen notwendig. Zuerst waren es nur Striche und Symbole, später – als sie schreiben konnte – auch Stichworte, Daten, Namen und Zahlen, schließlich auch Skizzen wichtiger Zusammenhänge. Diese Notizen waren »halb Schriftwerk, halb Netzwerk: für mich jedoch Geheimzeichen, an deren richtiger Entzifferung mir alles zu hängen schien, so daß, wenn ich an den Kindermaresn gestorben wäre, ich es vermutlich getan hätte mit den sorgenvollen Gefühlen einer für ungezählte Schicksale verantwort-

lichen Menschenmutter.« (*Im Spiegel* S. 86). Das kindliche Phantasieren und das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Schicksal ihrer Geschöpfe bildete – auch nach Lou Andreas-Salomés eigener Einschätzung – die Grundlage ihrer späteren schriftstellerischen Tätigkeit: »Möglicherweise hat im späteren Leben noch, als ein Niederschreiben von Erzählbüchern, etwas von solcher Gewöhnung sich nur wiederholt.« (*Gottesschöpfung* S. 19).

Der Verlust ihres Kindergottes und die große Verantwortung für die Gestalten ihres kindlichen Kosmos, die sie von diesem Gott übernahm und sich selbst aufbürdete, mögen wohl Lou Andreas-Salomés negative retrospektive Beurteilung ihrer eigenen Kindheit mitbegründet haben: »Ich glaube doch«, schrieb sie im Dezember 1908 in einem Brief an Frieda von Bülow, »für die meisten Menschen ist die Kindheit die beste Zeit, wenn sie später daran zurückdenken, nur war es für mich die am wenigsten gute.« (LRB S. 269).

Aber schienen die Familie und die Lebensumstände, in die sie hineingeboren wurde, nicht die besten Voraussetzungen für eine schöne und glückliche Kindheit zu bieten?

## Familie

Nachdem das Ehepaar Louise und Gustav von Salomé bereits fünf Söhne hatte, kam in St. Petersburg am 12. Februar 1861 als jüngstes Kind ein Mädchen zur Welt. Es erhielt den Namen der Mutter. Besonders der Vater war übergücklich über die Geburt der Tochter. Die Mutter hätte wohl, wie Lou berichtet, lieber noch einen Sohn bekommen. Wahrscheinlich hatte sie – nicht ganz zu Unrecht – befürchtet, daß ihr die Erziehung einer Tochter in einer reinen »Männer-Familie« nicht leicht fallen würde.

Louise von Salomé, geborene Wilm, stammte aus einer Hamburger Kaufmannsfamilie. Ihr Vater, Martin Siegfried Wilm, war

Zuckerfabrikant; die Mutter, Anna Sophie Luise Duve, vererbte der Tochter, die am 7. 2. 1823 geboren wurde, dänisches Blut. Nach dem Tod ihrer Großmutter übernahm Louise Wilm bereits in sehr jungen Jahren die Leitung des großen Haushalts, um der Bevormundung durch eine Stieftante zu entgehen. Charakteristisch für ihr Wesen dürfte sein, daß sich die 21jährige vor ihrer Hochzeit mit dem um neunzehn Jahre älteren Gustav von Salomé einer gründlichen religiösen Selbstprüfung unterzog und das Gelöbnis ablegte, »die eigenen Schwächen in der Hingabe zu überwinden« (LRB S. 226).

Allem Anschein nach hat sie mit Gustav von Salomé eine harmonische und glückliche Ehe geführt. Sie hat die eigene starke Persönlichkeit ihren Pflichten als Ehefrau und Mutter vorbehaltlos untergeordnet. Louise von Salomé war eine strenge Frau – streng gegen sich selbst und gegen ihre Kinder. Hinter dieser Disziplin verbarg sich aber ein äußerst temperamentvolles Wesen, das sie manchmal nur mühsam in Zaum hielt.

Von diesem aufrührerischen Geist sollte sich bei der Tochter ein Gutteil wiederfinden. Ansonsten aber waren die beiden Frauen keineswegs wesensgleich, und eine emotionale Bindung der Tochter an die Mutter war in Louises Kindheit und Jugend kaum vorhanden. Ihre Beziehung war – ausgehend von der Mutter, die Gefühlsäußerungen ablehnte und auch die »Grundversorgung« ihres jüngsten Kindes einer Amme und einer Kinderfrau überließ – ausgesprochen kühl und distanziert. Eine Episode, die besonders ihr unbekümmertes kindliches Verhalten schildert, ist in diesem Zusammenhang insofern aufschlußreich, als sie die erwachsene Lou für überlieferenswert hielt: Als kleines Mädchen war sie einmal mit ihrer Mutter am Meer. Das Kind rief seiner »Muschka«, die gerade schwamm, neugierig und unbedarft zu, doch einfach einmal zu ertrinken. Auf den Einwand der Mutter, daß sie dann ja tot wäre, rief die Tochter unbekümmert zurück: »Macht nichts.« (LRB S. 50).

Erst nach den Auseinandersetzungen in der Pubertät und den Kämpfen zu Anfang ihres dritten Lebensjahrzehnts entwickelte

Lou ein innigeres Verhältnis zu ihrer Mutter; erst dann konnte sie aus der Distanz der Erwachsenen deren Charakter wahrnehmen. Später sah sie eine Ursache für das gespaltene Verhältnis zu ihrer Mutter auch darin, daß »ich nicht in Mama die wahlverwandte Freundin meiner Jugend besessen habe, sondern auf Kampffuß mit ihr stand, durch Kampf alles ertrug, was vielleicht eine ganz anders geartete Mutter lieber mir bewilligt hätte. Erst hinterher sah ich sie klar und unvoreingenommen, und da liebte ich sie um ihrer Kraft, Treue und großen Vornehmheit willen.« (LRB S. 226). Lou stellte rückblickend fest, daß ihre Mutter nie ein weicher Mensch gewesen sei; erst im Alter sei sie – wie Früchte, die erst im Herbst reifen und ihre Süße entfalten – sanft und warm geworden. Dennoch dauerte es bis zum letzten Besuch, den die Tochter bei der hochbetagten Mutter vor deren Tod machte, bis es auch zu einer körperlichen Zärtlichkeit zwischen den beiden Frauen kam: Beim Abschied im Morgengrauen schmiegte und kuschelte sich die Greisin mit ihrem schmalen und zarten Körper an die über vierzigjährige Tochter. Und diese durchfuhr bei der ersten und letzten Zärtlichkeit der Mutter der schmerzhafteste Gedanke: »– Oh warum, warum – erst jetzt –!« (LRB S. 58).

Wesentlich gefühlbetonter von Anfang an war ihre Beziehung zum Vater, der altersmäßig ihr Großvater hätte sein können. Gustav von Salomé wurde am 4. Juli 1804 im Baltikum geboren. Seine Vorfahren väterlicherseits waren Hugenotten aus Avignon, die nach der Französischen Revolution über Straßburg und Deutschland ins Baltikum gelangt waren. Mütterlicherseits entstammte er einer deutschbaltischen Familie. Sein Vater war früh gestorben und hatte eine große Familie von neun Söhnen und einer Tochter zurückgelassen. Gustav von Salomé wurde bereits in früher Jugend nach St. Petersburg geschickt und dort militärisch erzogen. Als Soldat zeichnete er sich – schon zum Oberst befördert – besonders beim polnischen Aufstand 1830 aus; er wurde für die »Erstürmung Warschaws« geehrt und erhielt zum französischen auch den erblichen russischen Adel.

Seine militärische Karriere beendete er als General; später im Zivilleben wurde er zum Geheimen Staatsrat ernannt und unternahm auch dann noch militärische Inspektionsreisen. Puschkin und Lermontow, die beiden Erneuerer der russischen Literatur, zählte er zu seinen Freunden; Zar Nikolaus I. stand er persönlich nahe.

Lou beschreibt ihren Vater als lebensbejahenden, tatkräftigen Mann von großer Autorität, dabei offen, gütig und ohne Falschheit und Argwohn. Sein warmherziges Wesen nahm der strengen Familienstruktur viel von ihrer Härte; dennoch wurden die Kinder im Hause Salomé autoritär erzogen. Seine Frau behandelte er als gleichberechtigte oder besser: respektierte Partnerin. In seine kleine Tochter aber, »Ljola« genannt, war er verarrt, und ihm selbst tat es wohl am meisten weh, wenn er sich gezwungen sah, sie zu strafen: Lou berichtet, daß sie im Alter von drei bis vier Jahren gelegentlich unter sogenannten Wachstumsschmerzen litt. Der Vater nahm sie dann oft zärtlich auf den Arm und trug sie umher, um die Schmerzen zu lindern, die ihr das Gehen erschwerten: höchstes Glück für die kleine Ljola, deren Mutter ja alle Zärtlichkeiten ablehnte – und in deren Gegenwart Vater und Tochter ihre Liebkosungen auch unterließen! Kein Wunder also, daß Ljola nicht immer – wie befohlen – sofort damit herausrückte, wenn die Schmerzen abgeklungen waren, sondern noch ein wenig simulierte. Wenn der Vater diesen »Betrug« durchschaute, blieb er unerbittlich seinen strengen Grundsätzen treu und ließ den Körperteil der Tochter, der eben noch auf seinem Arm saß, Bekanntschaft mit dem Birkenreisig machen. Wenn die kleine Louise also einmal körperliche Nähe, Zärtlichkeit und Liebkosung zu spüren bekam, so gingen diese für sie häufig unvermittelt und unmittelbar in Strafe, Schläge, Schmerzen über – Liebe und Leid, Zuneigung und Abweisung erfuhr sie von ein und derselben Hand. Dieses gebrochene Verhältnis zu physischer Zuwendung hat sicher mit eine Rolle gespielt, daß sie bis in ihr viertes Lebensjahrzehnt hinein kein Bedürfnis nach körperlichen Kontakten hatte und Sexualität in

ihren Beziehungen nicht zulassen konnte. Mit Männern, die in ihrem Alter oder älter waren, suchte sie den regen geistigen Austausch, die engen Beziehungen waren rein intellektueller Natur. Erst der deutlich jüngere Rilke, der keine Assoziation mit »Vater« oder »Bruder« aufkommen ließ, konnte den Bann brechen und diese Störung aufheben.

Vorerst aber war der Vater, der in ihren biographisch geprägten Erzählungen übrigens in der Rolle des Großvaters auftritt, die dominante Figur in ihrem Leben. Aber obwohl Louise eine starke emotionale Bindung an den Vater hatte, fehlte ihrer Einschätzung nach beiden Eltern gegenüber »das Überhitze der Gefühlseinstellung, sei es in Trotz oder Liebe« (LRB S. 48). Diese grundsätzliche Distanz, in der sie zu den ihr am nächsten stehenden Menschen lebte, öffnete ihr den Freiraum für ihre intensive kindliche Gottesbindung und ihre Phantasien und Tagträume. Andererseits war dieser Freiraum auch ein schmerzlich erfahrenes Vakuum und der Hintergrund für die übergroße Einsamkeit, auf die sie später so oft zu sprechen kam, wenn sie sich an ihre Kindheit erinnerte.

Die Einsamkeit haben ihre fünf Brüder, die Lous Männerbild grundlegend prägten, allenfalls mildern können. Nicht zuletzt wegen des großen Altersunterschieds kam es zwischen Ljola und ihren Geschwistern kaum zu den typischen Spannungen. Die Brüder, von denen zwei - der erst- und der viertgeborene - schon sehr früh starben, behandelten die kleine Schwester immer mit großer Zuvorkommenheit und umsorgten und beschützten sie lebenslang. Lediglich im jüngsten, dem um drei Jahre älteren Eugène, fand Ljola manchmal einen Spiel- und Raufpartner: Die kleine Schwester konnte nämlich schnell zornig und dann handgreiflich werden. Einmal brachte sie Eugènes Vorwurf, sie handle oft zu heftig und unüberlegt, derart in Rage, daß sie ihm eine Tasse heißer Milch ins Gesicht schütten wollte. In ihrer Wut machte sie aber eine ungeschickte Bewegung, und die brennend heiße Milch ergoß sich nicht in sein Gesicht, sondern über ihren eigenen Rücken - und Eugène hatte den Beweis für seinen Tadel.



Eugène, »Genja« genannt, war aber alles andere als ein trockener Moralist, er konnte im Gegenteil sehr humorvoll und ausgelassen sein. Als die kleine Schwester wieder einmal keine Lust hatte, einen der winterlichen Hausbälle zu besuchen, beschloß er, sie angemessen zu vertreten, und verdrehte tatsächlich – in Korsett und Damenkleidung – einigen der anwesenden jungen Offiziere den Kopf. Aber auch »unverkleidet« wirkte sein Charme, so daß er, der laut Beschreibung seiner Schwester »langaufgeschossen, schmal und durchaus unschön – bei Frauen trotzdem die tollsten Leidenschaften« erregen konnte (LRB S. 45). Dennoch hat Genja nie geheiratet. Auf Wunsch des Vaters studierte er Medizin, obwohl er lieber Diplomat geworden wäre. Nach dem Studium ließ er sich in St. Petersburg als Kinderarzt nieder, wo er 1898, erst vierzigjährig, an Tuberkulose starb.

Nach dem Tod Gustav von Salomé's 1879 übernahm der älteste Sohn Alexander die Rolle des Familienoberhaupts. Wie sein Vater war er ein gütiger, hilfsbereiter und kluger Mensch, voller Energie und Humor und mit einem nüchternen, klaren Verstand. Sein Lachen war das ansteckendste, berichtet Lou, das sie kannte. »Sascha« stand seiner Schwester immer fürsorglich und schützend zur Seite; auch wenn sie gegen seine eigene Überzeugung oder die Ansichten der Mutter wieder einmal ihren Kopf durchsetzte, blieb er loyal. Er unterstützte sie auch finanziell und schickte ihr Geld ins Ausland – selbst als sie bereits eine etablierte Schriftstellerin war. Er stellte ihr »von jeher einen zweiten Vater vor« (LRB S. 44), und zeit ihres Lebens vermittelte er ihr die Gewißheit, daß sie sich auf ihn verlassen könne und er ihr in Not immer helfen würde. Als Lou 1915 die Nachricht von seinem Tod erhielt, hatte sie, wie sie notiert, als allererstes das Gefühl, daß sie jetzt – mit vierundfünfzig Jahren – schutzlos sei.

Robert von Salomé, der mittlere der drei Brüder, hatte eine ausgeprägte künstlerische Begabung und war sensibler als die anderen beiden. Dennoch hatte »Roba« den Wunsch, in die Fuß-

stapfen des Vaters zu treten und zum Militär zu gehen. Doch Gustav von Salomé's väterlicher Wille bestimmte es anders: Robert wurde Ingenieur – und zwar ein sehr erfolgreicher. Die Berufswahl, die der Vater für die Söhne getroffen hatte, bewies große Weitsicht und politisches Gespür: Im diplomatischen oder militärischen Dienst wären sie den sich abzeichnenden politischen Umbrüchen direkt ausgeliefert gewesen. Als Arzt und Ingenieur hingegen war ihre berufliche Zukunft bei weitem aussichtsreicher und wesentlich unabhängiger von den politischen Verhältnissen.

Während der Revolution der Bolschewisten verlor Robert von Salomé, der letzte überlebende Bruder, allen Besitz. Sein Landhaus ging an einen ehemaligen Knecht über, der Roberts Familie in wenigen Zimmern bei sich aufnahm. Die Not war so groß, daß er mit seinen Enkeln im Wald Beeren und Pilze suchen gehen mußte, um den Hunger zu stillen. Lou unterstützte damals ihren Bruder und seine Familie so gut sie konnte von Deutschland aus und schickte Pakete mit Lebensmitteln und dergleichen, obwohl es ihr in dieser Zeit finanziell ebenfalls nicht gut ging. Sie litt sehr unter der Situation in Rußland, und als ihr durch Sigmund Freud einmal die fehlenden fünf Dollar zukamen, die sie für eine Paketsendung nach Rußland benötigte, weinte sie vor Freude.

Auf der positiven Erfahrung mit ihren Brüdern basierte Lou Andreas-Salomé's Grundempfinden, daß in jedem Mann ein Bruder stecke: »Dies bestimmte stark und lebenslang meine Unbefangenheit und Zutraulichkeit allen Männern gegenüber und wurde nie Lügen gestraft.« (Schule S. 93). Deshalb hat sie sich dort, wo sie die einzige Frau unter Männern war – in ihren frühen Berliner Jahren oder auch später im Kreis der Freud'schen Mittwoch-Gesellschaft –, immer wohl und geborgen, akzeptiert und gleichberechtigt gefühlt.

Trotz der positiven Beziehung zu ihren Geschwistern zeichnete Lou Andreas-Salomé immer ein negatives Bild ihrer Kindheit – auch oder erst recht, nachdem sie durch die Schule der

Psychoanalyse gegangen war: »Am auffallendsten ist ja, daß trotz solchen Brüdern, mit denen bluteins zu sein mich heute noch stolz und froh macht, und trotz meinen Eltern in ihrer harmonischen Ehe und frommen Treue auch zu ihren Kindern ich doch so bitter einsam gewesen bin unter ihnen allen und als einzigem Glück einer absoluten Phantastik hingegeben – wie auch meine spätere Lebensgestaltung und mein herrliches Jugendleben [die Zeit der Freundschaft mit Paul Réé] im schroffsten Widerspruch blieb zu allem daheim.« (Schule S. 93). Ein erschütterndes Resümee einer Kindheit, welches die äußeren Umstände, unter denen Lou aufgewachsen ist, nicht hätten vermuten lassen.

Die Salomé's zählten als großbürgerlich-aristokratische Generalfamilie zur glanzvollen Oberschicht der Hauptstadt. St. Petersburg war damals eine Stadt des Reichtums und der Schönheit auf der einen, der Armut und des Schmutzes auf der anderen Seite. Die Salomé's bekamen sie von der schönen, vornehmen, internationalen Seite zu sehen. Rußlands »Fenster zum Westen« beschrieb Lou als eine »anziehende Vereinigung von Paris und Stockholm«, und ihr blieben vor allem die »kaiserliche Pracht«, die Rentierschlitten, die im Winter durch die im Schnee versinkende Stadt glitten, und die »illuminierten Eishäuser auf der Newa« (LRB S. 61) im Gedächtnis. An die Bettler, die die Straßenränder säumten, erinnerte sie sich später lediglich in dem Zusammenhang, daß ihr beim Almosengeben von ihrem Vater der Umgang mit Geld beigebracht worden war: Als sie ein Zehnkopekenstück, das sie vom Vater bekommen hatte, einem Bettler zustecken wollte, wurde ihr klar gemacht, daß es genüge, die Hälfte seines Besitzes abzugeben.

Die Familie von Salomé wohnte im vornehmen Herzen der Stadt, zwischen dem eleganten Newski-Prospekt, dem Mojka-Kanal und dem Schloßplatz, wo sich auch der Winterpalast und die Eremitage befinden. Die Dienstwohnung Gustav von Salomé's, in der hohe Offiziere, Adelige und Angehörige des Hofes ein- und ausgingen, lag in einem Seitenflügel des Generalitäts-

gebäudes. In der großen Stadtwohnung fanden Hausbälle statt, es wurden Gesellschaften gegeben und Gäste empfangen. Eine Schulkameradin von Lou Andreas-Salomé berichtete später, das Haus der Salomé sei »im Gegensatz zu der ziemlich engherzigen konventionellen St. Petersburger Gesellschaft eine hervorragende Stätte hochkultivierter geistiger Bewegtheit gewesen« (Dok. S. 431). Dieses geistige Klima prägte Lou entscheidend – den regen intellektuellen Austausch hat sie immer wieder gesucht. Von den großen gesellschaftlichen Ereignissen im Hause Salomé, den Bällen und Empfängen, hielt sie sich aber als junges Mädchen fern, so gut es ging. Statt zum Tanzen zu gehen, lief sie in ihren Ballschuhen lieber wie mit Schlittschuhen über das spiegelglatte Parkett der großen Generalswohnung.

In den Sommermonaten verließ man die heiße Stadt und zog ans Meer: In Peterhof, wo auch der Zar seine Sommerresidenz hatte, lag das Landhaus der Familie. Manchmal verbrachten die Salomé auch einen Teil des Sommers in der Schweiz – Lou liebte die Berge ihr ganzes Leben; und Zürich sollte für sie später der Ausgangspunkt ihres Lebens in Westeuropa werden.

Ein vielsprachiges Heer von Dienstboten unterstützte die »Generalscha« bei der Führung des großen Haushalts und verstärkte die internationale Atmosphäre, in der Ljola aufwuchs. Tataren und Esten waren Kutscher und Diener, schwäbische Kolonisten verwalteten das Sommerhaus, und auch die verschiedensten Konfessionen waren in der Schar der Hausangestellten vertreten. Die kleine Ljola hatte eine russische Kinderfrau und eine russische Amme, die in hingebungsvoller Mütterlichkeit an dem kleinen Mädchen hing. Im Grunde stellte diese Amme damals für sie die einzige Verbindung zu Rußland, zur russischen Mentalität dar; denn obwohl sie und ihre Familie sich »nicht nur in russischem ›Dienst‹, sondern als Russen« (LRB S. 60) fühlten, hatte Ljola keinerlei Kontakt zum russischen Volk und wußte wenig von ihrem Land. Auch als sie mit acht Jahren schulpflichtig wurde, änderte sich daran kaum etwas. Denn unter den Mädchen, die wie sie die kleine englische

Privatschule besuchten, waren Angehörige unterschiedlichster Nationen, aber nur wenige Russinnen. Zu ihren Mitschülerinnen hatte Louise von Salomé ohnehin wenig Kontakt. »Vielleicht ist es meine ganze Denkungsweise, die mich von den meisten Altersgenossinnen und von unserem Kreise isoliert«, überlegte das 17jährige Mädchen, das das Gefühl hatte, »in seinen Neigungen und Abneigungen, in seinem Wesen und in seinen Ansichten von der Regel abzuweichen« (LRB S. 318). Da sie vom Umgang mit ihren Brüdern geprägt und von ihrem Innenleben, ihrer Phantasiewelt beansprucht war, fühlte sie sich andersgeartet und hatte für die Mädchenattitüden, pubertäre Albernheiten und Liebeleien ihrer Mitschülerinnen wenig Interesse und Verständnis.

Da in der Generalsfamilie vorwiegend deutsch gesprochen wurde – durchsetzt mit Französisch, das Ljola von ihrer Gouvernante gelernt hatte –, bekam sie Schwierigkeiten mit der russischen Sprache, als sie später ein Gymnasium, die protestantisch-reformierte Petrischule, besuchte. Als sie ihrem Vater davon erzählte, ließ er sie mit dem Argument »Schulzwang braucht die nicht« (LRB S. 48) die Schule nur noch hospitierend besuchen – wohl erkennend, daß die Intelligenz seiner Tochter sie zur Autodidaktin befähigte und aufoktrozierter Lernstoff ihrem natürlichen und unabhängigen Wissensdurst nur hinderlich wäre. In späteren Jahren hat Lou dann »freiwillig« und um so freudiger sich mit der ihr eigenen Intensität russischen Sprachstudien gewidmet.

Auch die politische Entwicklung in Rußland blieb außerhalb des Gesichtskreises der Heranwachsenden. Der Vater brachte zwar seine Besorgnis über die reaktionäre Wandlung des »Zarenbefreiers« Alexander II., der in Lous Geburtsjahr die Leibeigenschaft aufgehoben hatte, im Familienkreis zum Ausdruck, und auch in der Schule muß sie etwas von dem revolutionären Geist gespürt haben, der in der Jugend gährte – ihre eigene Begeisterung für umstürzlerische Tendenzen aber erschöpfte sich in einer schwärmerischen Bewunderung der russischen Terro-

ristin Wera Sassúlitich<sup>1</sup>, deren Foto sie in ihrer Schreibtischschublade aufbewahrte.

Da sie als junger Mensch Rußland nicht als ihr Heimatland empfunden hatte und auch die emotionale Beziehung zu ihrer Familie eher distanziert war, blieb sie in ihrem weiteren Leben »von Heimweh total verschont« (LRB S. 56) und war offen für ein kosmopolitisch zu nennendes Leben. Erst viel später – als sie sich längst in Deutschland niedergelassen hatte – erkannte sie in Rußland ihre Heimat.

## Gillot

»In jedem Leben geschieht es noch einmal, daß es sich müht, wiederzubeginnen wie mit Neugeburt: mit Recht nennt das vielzitierte Wort die Pubertät eine zweite Geburt.« Diese Entwicklungsphase, die inzwischen »vorgefallene Verwicklungen und Hemmungen erneut auszugleichen« (LRB S. 27) vermag, brachte für Louise von Salomé eine entscheidende Erfahrung. Als sie siebzehn Jahre alt war, zeichnete sich ein Wendepunkt in ihrem Leben ab: Sie befreite sich aus der Einsamkeit der Welt ihrer Phantasien mit Hilfe eines Menschen, der ihre Entwicklung entscheidend beeinflusste und ihr eine neue Welt eröffnete.

Zu dieser Zeit besuchte sie den Konfirmationsunterricht bei Hermann Dalton, dem Pastor der evangelisch-reformierten Gemeinde in St. Petersburg. Mit dieser (deutschen) Gemeinde waren die Salomé's besonders eng verbunden, denn Gustav von Salomé hatte die Erlaubnis zu ihrer Gründung beim Zaren erwirkt. Überhaupt besaß das kirchliche Gemeindeleben für die nichtrussischen Familien einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert. Insofern kam es einer Rebellion gleich, als sich die Tochter des Generals gegen den trockenen Unterricht des Pastors auflehnte, zu dessen Lehrmeinung sich doch der Rest der Familie bekannte. Ljola aber setzte sich gegen die ihr unver-

ständige Dogmatik vehement zur Wehr. Das führte häufig zu heftigen Wortgefechten und offenen Auseinandersetzungen zwischen ihr und dem Pastor. Seiner Feststellung z. B., man könne sich keinen Ort denken, an dem Gott nicht gegenwärtig sei, hatte sie entgegengehalten: »Doch, die Hölle.« (LRB S. 221). Daltons theoretische Beweisführung der Existenz Gottes erschien ihr geradezu blasphemisch, und sie fühlte sich gleichermaßen »abgestoßen von der finstern Orthodoxie, wie vom nüchternen Rationalismus unserer Tage« (LRB S. 318). Für ihre natürliche Frömmigkeit, die sie als Schicksalsglauben auch im Bewußtsein der Nichtexistenz Gottes – lebenslang – beibehielt, war dieses verstandesmäßige Element als Glaubensbasis widersinnig. Hier wurzelt ihre grundsätzliche Überzeugung, daß der naiv-ungebrochene Glaube, der sich den »Gott in der Tarnkappe« (*Gottesschöpfung* S. 170) im schöpferischen Prozeß selbst gestaltet, dem kirchlich-sanktionierten vorzuziehen sei. Viele Jahre später sah sie auf ihren Rußland-Reisen mit Rilke diese Überzeugung in der originären Frömmigkeit des russischen Volkes bestätigt.

Nun aber stand schon sehr bald ihr Entschluß fest, sich nicht konfirmieren zu lassen. Er war jedoch nicht das Ergebnis purer Rebellion oder gründlicher Überlegungen, sondern vor allem ein inneres »Muß«. Ein Traum, in dem sie sich »während des Konfirmationsaktes laut ›Nein!‹ rufen hörte«, verdeutlichte ihr dann »vollständig, wie unmöglich es mir sei, mir das Verlangte auch nur pro forma abzuzwingen« (LRB S. 202). Von der richtungweisenden Bedeutung ihrer Träume als Ausdruck einer inneren Stimme war sie auch später überzeugt und ließ sich oftmals davon leiten. Da Gustav von Salomé zu dieser Zeit jedoch bereits schwerkrank war, verschwieg Ljola der Familie erst einmal ihren geplanten Kirchenaustritt und folgte dem Rat Daltons, der an ihrem Schicksal besonderen persönlichen Anteil nahm: Er hatte – um Zeit zu gewinnen – seiner widerspenstigen Schülerin vorgeschlagen, den Konfirmationsunterricht noch ein weiteres Jahr zu verlängern.

In dieser schwierigen Phase hörte sie von einem Prediger, der in den intellektuellen Kreisen der St. Petersburger Protestanten für seine glänzenden Reden berühmt war: Hendrik Gillot (1836 bis 1916). Er war Angehöriger der holländischen Gesandtschaft und theologischer Gegner Daltons. Zu dem Zeitpunkt war er zweiundvierzig Jahre alt, gutaussehend und offenbar von charismatischer Ausstrahlung. Er war vor allem zur Betreuung der holländischen Matrosen bei amtlichen und kirchlichen Handlungen nach St. Petersburg geschickt worden. Weil er aber keiner der protestantisch-reformierten Kirchenleitungen von St. Petersburg unterstand, konnte er seine Predigten relativ frei gestalten, meist predigte er auf deutsch. Aber die Stellung als Prediger in einer holländischen Kolonie hat ihn – intelligent, hochgebildet und redegewandt, wie er war – wohl kaum befriedigt: Sehr zu »seinem Verdruß« war er »durch russische Verhältnisse zum Brachliegen seiner wertvollsten Kräfte verurteilt« (LRB S. 68).

Von einer Verwandten überredet, suchte Ljola eines Sonntags, Anfang Mai 1878, die Kirche auf dem Newski-Prospekt auf, in der Gillot predigte. Und als er die Kanzel betrat, erkannte sie augenblicklich seine Bedeutung für sie. Sie wußte sofort: »Das ist es ja, was ich gesucht« und: »nun hat alle Einsamkeit ein Ende« (LRB S. 222). Dem Inhalt der Predigt schenkte sie kaum Beachtung, nur Gillot als Mensch zählte. Sie war so von ihm fasziniert, daß sie seine Adresse auskundschaftete und sich schriftlich mit der Bitte an ihn wandte, mit ihren Zweifeln und Fragen zu ihm kommen zu dürfen. Dieser Brief der Siebzehnjährigen ist erhalten geblieben:<sup>2</sup> Etwas altklug zwar, doch formvollendet schreibt sie von »ihrem Drang nach umfassender Erkenntnis«, den in ihrer Umgebung niemand teile und der sie einsam mache, zumal ihr »jene leichte, gefällige Art« fehle, »welche sich das Vertrauen und die Liebe der Menschen erwirbt und erbittet«. Gillot muß von diesem Brief, der durch seinen schwermütigen Ernst berührt, sehr beeindruckt gewesen sein, denn er bat diese Louise Gustavovna (so hatte sie unterschrie-



ben), ihn zu besuchen. »Die Hand aufs Herz gedrückt«, stand sie wartend vor der Tür zu seinem Arbeitszimmer. Und als er die Tür öffnete, war auch Gillot von dem hochgewachsenen, schlanken Mädchen mit den ernsten Augen sofort eingenommen. »Kommst du zu mir?« (LRB S. 222) fragte er und breitete zum Willkommen die Arme aus.

Die Beziehung zu Hendrik Gillot hat Lou Andreas-Salomé in ihrem 1895 erschienen Roman *Ruth* verarbeitet. Diesen Roman widmete sie ihrer »Muschka«, und man mag darin eine Wiedergutmachungsgeste für die Sorgen und Nöte sehen, die sie ihrer Mutter in dieser Zeit bereitet hat. Mit *Ruth* hatte Lou Andreas-Salomé großen schriftstellerischen Erfolg, besonders bei jungen Leserinnen. Zwar ist die Sprache für unser heutiges Empfinden schwülstig und die Atmosphäre gefühlsüberladen, aber die Stärke des Buches liegt in seinen psychologischen Beobachtungen, die nicht ohne Tiefe sind. Besonders die Darstellung Eriks – Gillots literarischer Entsprechung –, der Versuch, sich in die männliche Psyche hineinzudenken, atmet Leben. Die ganze Erzählung hat ausgeprägt autobiographischen Charakter: Zwar sind auch in ihren anderen Romanen und Novellen überall kaum chiffrierte autobiographische Elemente vorhanden – in *Ruth* ist die Verarbeitung des Selbsterlebten am ausgeprägtesten. Der Hintergrund ist jedoch ganz anders gestaltet: So thematisiert Lou hier nicht ihr eigenes Erlebnis des frühen Gottesverlustes, sondern motiviert Ruths Verhältnis zu Erik damit, daß sie Vollwaise ist. Aber auch dies ist eine psychologisch deutbare autobiographische Anspielung, denn trotz aller familiären Geborgenheit war ja auch die kleine Ljola ein einsames Kind. »Die fromme Vorgeschichte«, die ihre Beziehung zu Gillot entscheidend beeinflusste und ihr diese tiefe und intensive Dimension verlieh, spielt in der Erzählung auch deswegen keine Rolle, weil ihr in der Entstehungszeit von *Ruth* (1894/95) der Zusammenhang noch nicht bewußt gewesen ist und sie »die geheimen Reste der Identität von Gottverhältnis und Liebesverhalten« (LRB S. 31) noch nicht erkannt hatte. Viel